

Müde Frauen

Frauen, matt und müde, über-
arbeitet, brauchen Stärkung. Von
selbst läßt diese Schwäche und
Müdigkeit nicht nach. Nehmen
Sie Cardui ein, das bewährte
Mittel gegen Frauenleiden und
Schwächen. Tausende von Frauen,
die Cardui verschluckt haben, schrei-
ben enthusiastisch über die große
Wirkung, die Sie empfangen.

Nehmen Sie

CARDUI

Ein kürzlich eingegangener
Brief von Frau Karl Bragg,
Sweetser, Ind., sagt: „Was
Ihre Medizin für mich getan, lä-
nen Worte nicht ausdrücken. Be-
vor ich Cardui einzunehmen an-
fing, konnte ich eines Tages Ar-
beit nicht verrichten. Ich arbei-
tete etwas, dann mußte ich mich
ausruhen. Ich werde nicht auf-
hören, Ihre Medizin zu preisen.“

Versuchen Sie Cardui. Ueber-
all zu haben.

Gebrüder Paneitz

Schmiede u.
Wagenmacher

Wiederbeschlagen wird besondere Anmerk-
samkeit geübt. Auch machen wir Wa-
genreparatur arbeiten.

Romant und geht aus einem Verdrachauf-
tag. Ni unsere Arbeit zufriedenstellend,
agis Anders, wenn nicht lagis uns.

Farmgeräthschaften- und Maschinen,
ebenfalls Agent für Deering Selbstwider
PANEITZ BROS
Schwarz's frühere Schmiede, 5 Straße
Dermann, No.

Local Time Table

WEST	DEPART
No. 21	10:28 a. m.
" 1	11:17 a. m.
" 3	11:28 p. m.
" 91, freight	3:55 p. m.
EAST	
No. 4	4:23 a. m.
" 6	3:10 p. m.
" 22	3:55 p. m.
" 2	6:47 p. m.
" 92, freight	8:25 a. m.

Henry Schuch. Emil C. Schuch

Marmor-Granitwerke

Schuch Bros

Sitze der Alten und Marktstraß, No.
Hermann, Vertzeigten Monum.ente, Grabsteine usw
und Wronit und Marmor; ebenfalls Ein-
stellungen für Gräber oder Familienpläze.
Stein eine große Auswahl fertiger Monu-
mente an Hand. Nur das beste Material
wird gebraucht. Preise niedrig und Zusätze
denen garantirt.

EMIL NAGEL

Wein u. Bier Saloon

Marktstraße, Hermann, No.
Die besten Weine und Liqueure an Hand
und ausgezeichneter Bier bis an Bord.
Die köstlichsten Sorten von Nischenbier-
bis vorzüglich. Forme werden Sie sich
nicht wenn Sie ihren Bedarf an Whisten be-
mit lassen.

Gedünigige Einladung für Pferde.

Bäckerei u. Konditorei

A. GUENTHER,

Gele Schiller und 3te Straße
HERMANN, MO.

eden Tag frisches Weiß- und Schwarz-
brot, Kuchen, Torten und anderes. Auch
Ebenfalls frische Conditoren, Süßbräu-
Confiten, usw. zu sehr billigen Preisen.
Dochgeliebte eine Spezialität.
Kaufmännern werden auf alle Arten zubereitet.

Dr. OSCAR OSTEN,

Zahnarzt

HERMANN, MO.
Prämie:
München Dresden
1891 1892

Der Brunnen.

Von Eemh Martin. Deutsch von Ju-
lia Birken - Gahn.

Die Sonne ging blutrot unter.
Das Schweigen der Ebene wurde
mit der Dämmerung noch schwerer,
noch intensiver, als ein Schrei den
Frieden des Abends störte. Die
Bauern, die vom Felde heimkamen,
die Hade auf der Schulter, trugen
erschreckt zusammen und sahen Vater
Malachane, der auf der Schwelle sei-
nes Hauses stand, verzweifelt die
Arme zum Himmel erheben. Sie eil-
ten auf ihn zu, und der Mann, ein
Bauer von ungefähr vierzig Jahren,
stark, frohlich, das Antlitz von Wind
und Wetter gebräunt, erzählte ihnen,
daß sein Weib, das er heute früh, als
er zur Stadt fuhr, um Schweine zu
verkaufen, gesund und munter zurück-
gelassen hatte, nirgends zu finden sei.
Bei seiner Heimkehr war die Haustür
offen gewesen, die Schranke erbrochen,
der Herd kalt und seine Frau ver-
schwunden.

Man suchte sie überall. Jeder gab
seinem Rat in dieser Angelegenheit,
und man besuchte alle Häuser des
Fleckens nach ihr zu durchsuchen.
Aber vergebens.

Wenn sie in den Brunnen gestürzt
wäre! ...

Wer die Worte gesprochen hatte,
wachte sich später seiner mehr zu erin-
nern, aber man bemerktete sich mit
Leitern und Striden und machte sich
dann auf den Weg zum Brunnen.

Diesmal war der Weg nicht verge-
bens; man fand die junge Frau. Sie
war tot, die Hände waren ihr auf
dem Rücken zusammengebunden. Ihr
Mann lagte und lachte, aber sein
Auge blieb trocken, und der Mund
verzog sich zu einem häßlichen Lä-
cheln. Das muntere jedoch seinen,
denn es war im ganzen Dorf bekannt,
daß der Bauer seine Frau schlug, und
daß sie wie Hund und Kage zusam-
men lebten.

Die Polizei nahm die Sache in die
Hand. Niemand hatte etwas gesehen
oder gehört. Das Häuschen lag ziem-
lich weit von den anderen entfernt,
und die Leute aus dem Dorfe hatten
den ganzen Tag auf den Feldern ge-
arbeitet, und die Frauen waren bei
der großen Hitze, die geübert hat-
te, in ihren Häusern geblieben. Gegen
Mittag war wohl ein Landstreicher
durchs Dorf gekommen, der nicht ge-
rade vertrauenswürdig ausgesahen
und in jedem Hause gebettelt hatte,
bevor er auf der Straße nach der
Stadt zu verschwand. Die
Öffentliche Meinung war gegen diesen
Mann; man hielt ihn wohl dieses
Verbrechens für fähig, aber er war
nicht aufzufinden.

Als man jedoch einige Tage später
erfuhr, daß die Bäuerin Malachane
auf die Witten und Drohungen ihres
Mannes hin ein Testament gemacht
und ihn zum alleinigen Erben einge-
setzt hatte, da war der Vagabund mit
einemmal vergessen, und allerhand
Vermutungen wurden laut. Schließ-
lich stillte eine der beiden anderen zu,
der Bauer selbst hätte seine Frau er-
mordet und sie in den Brunnen ge-
stürzt. Der Untersuchungsrichter, der
dabei war, nahm die Spur auf, ver-
hörte den Witwer noch einmal und
stellte Kreuz- und Querfragen an ihn;
aber der Bauer schwieg entweder oder
wiederholte immer wieder:
„Ich weiß nichts!“

Er hatte sein Alibi genau nachge-
wiesen, angegeben, was er den Tag
gemacht, und wo er gewesen war.
Nun beharrte er eigenständig auf dem,
was er in der ersten Vernehmung
ausgesagt hatte. Wären geblieben
wohl in seiner Angabe; über zwei
Stunden konnte er nicht genau Re-
chenhaft ablegen. Da man aber
keine Beweise gegen ihn in Händen
hatte, mußte man ihn laufen lassen.

Im Dorf sprach man noch immer
über den Mord. Der Mann fühlte,
daß man ihm mißtraute und ihn ver-
ächtete. Die Kinder gingen ihm
ängstlich aus dem Wege, und im
Wirtshause stießen die Männer die
Köpfe zusammen, wenn er hereinkam.
Er tat aber, als sähe er nichts. Er
trank sein Glas Bier und kummerte
sich um niemand. Endlich würde man
den Verdacht, den man auf ihn hatte,
wohl fallen lassen. Er hoffte es
wenigstens. Und tatsächlich begann
man nach und nach das Verbrechen
zu vergessen, andere Sorgen, andere
Neuigkeiten traten in den Vorder-
grund.

Als Vater Malachane aber nach ein-
em Jahre Virginie Bourrel heiratete,
so wurden die Stimmen plötzlich wie-
der laut.

Virginie Bourrel war ein kräftiges,
stark gebautes Mädchen aus dem Ge-
birge und im Sommer zur Erntezeit
und zur Weinlese regelmäßig im Tal.
Sie war eine geschickte Arbeiterin,
widerstandsfähig, fleißig und ehrlich,
aber nicht gerade hübsch und arm.
Aber ihr Mut und ihre strahlende Ge-
sundheit waren eine schöne Mitgift,
und Vater Malachane hatte wohl ge-
wußt, was er tat. Die Frauen im
Dorfe sagten: „Sie hat Mut für
zwei, daß sie den Mann heiratet!“

Den Männern tat sie leid, und sie
sagten sich, daß Malachane ein
Schlaupötel wäre.

Die Hüttenwochen dauerten nicht
lange für das junge Ehepaar. Bald
nahmen die täglichen Arbeit und die
Sorgen sie vollständig in Anspruch.

Die Frau hatte viel zu tun, um Haus
und Hof in Ordnung zu halten; der
Mann war den ganzen Tag draußen
auf dem Felde. Sie liebte sich nicht
und haßten sich nicht; sie arbeiteten
und lebten zusammen, das war alles.
Sprechen taten sie wenig miteinander
und ließen die Vergangenheit.
Ueber dem, was gewesen war, lag es
wie ein schwarzer Schatten, und still-
schweigend war der Entschluß in
ihnen gereift, den Schleier, der die
Vergangenheit verpüllte, niemals zu
lüssen. Der Brunnen, dessen Wasser
man nicht mehr brauchte, und um den
man, wenn man in seine Nähe kam,
unwillkürlich einen Bogen machte, be-
stand sich ganz hinten im Garten.
Wilder Wein und Efeu rankten an
ihm empor und verdeckten den Rost.
Es war an einem Winterabend, als
Virginie auf der Schwelle des Häu-
schen stand, um auf ihren Mann zu
warten. Plötzlich sah sie ihn ganz
hinten durch die Alee, die zum Brun-
nen führte, schleichen. Sein Gang
war fahrig; unruhig wandte er
den Kopf bald nach rechts, bald nach
links, und als er an den Brunnen
kam, lehnte er sich über den Rand und
schaute hinein. Man hätte denken
können, daß eine geheimnisvolle
Stimme ihn nach dort rief. Sie be-
obachtete ihn einige Augenblicke, dann
rief sie:
„Was willst du denn da?“

Erstarrt fuhr er zusammen und
kam eiligen Schrittes zurück, ohne auf
die Frage zu antworten. Aber sein
Antlitz war vor Wut verzerrt, und die
dunklen Augen flackerten unheimlich.

Die junge Frau fühlte sich einmal
den Schatten eines Verdachts in sich
aufkommen, und dieser Verdacht
wuchs von Tag zu Tag und be-
herrschte bald ihr ganzes Denken und
Fühlen. Angst hatte sie nicht vor
ihm, aber die Neugierde war in ihr
erwacht. Sie wollte wissen, ob man
recht gehabt, als man ihren Mann
beschuldigte. Sie beobachtete ihn,
überwachte seine Ausgänge und sah
ihn durchdringend an, daß er, als sie
eines Abends vor dem offenen Feuer
saßen, um noch etwas auszurufen, be-
vor sie schlafen gingen, plötzlich in die
Höhe sprang und seine Frau ansah:
„Was hast du, warum starrst du
mich so an?“

„Ich, ich habe nichts.“

„Doch hast du etwas; ich fühle es!“

Sie schiweg einen Augenblick, dann
raffte sie all ihren Mut zusammen
und sagte mit zitternder Stimme:
„Ich möchte es wissen.“

„Die Wahrheit.“ ...

Er begann zu zittern; er ahnte den
geheimen Gedanken, der das Herz sei-
ner Frau erfüllte. Bald hatte er seine
Ruhe jedoch wiedererlangt, und ohne
zu antworten, nahm er das Licht,
stand auf und sagte achselzuckend:
„Es ist das Beste, wir gehen zu
Bett.“

Als das Licht ausgelöscht war,
wurde sie kühner. Sie sagte plötz-
lich:
„Sag' mir doch!“ ...

„Was?“

Sie wagte nicht auszusprechen, was
sie dachte, da er aber nochmals wie-
derholte:
„Was soll ich dir sagen?“ — wurde
sie mutig und stillerte ihm zu:
„Sag' mir, ob du sie getödet
hast!“

Mit einem Fluch sprang er auf,
schüttelte sie und schrie:
„Ich verbiete dir, davon zu spre-
chen ... hast du verstanden?“

Sie antwortete nicht, aber beide
fühlten, daß von diesem Augenblick
an das Geheiß der Vergangenheit
bei Tag und Nacht bei ihnen sein
würde.

Und von Tag zu Tag wurde es
schlimmer, der Schatten wurde riesen-
groß, Jornesausbrüche, Jant und
Streit waren die Folgen. Er las die
stumme Frage in den Augen seiner
Frau, er erriet ihre Gedanken aus
ihrem Schweißen. Und die junge
Frau selbst — es schien, als ob der
Geist der Verstorbenen Besitz von ihr
ergriffen — hatte das Verhalten eines
bissigen Hundes, der noch nicht wagt,
zuzubeißen, aber wütend an seiner
Reihe zerrt.

Sie schlich jetzt manchmal um den
Brunnen herum, es schien, als
wollte sie ihm sein Geheimnis entrei-
ßen. Und als der Frühling kam,
konnte sie oft Stundenlang mit einer
Arbeit auf dem Rand des Brunnen
sitzen und in die dunkle Tiefe starren.
Wenn er sie dort sah, wurde er vor
Wut leichenblau. Er kannte sich nicht
mehr; nervös, leicht erregt, hatte er
die Sicherheit des schlauen, gewitzten
Bauern verloren.

Virginie war jetzt fast überzeugt,
daß ihr Mann das Verbrechen began-
gen hatte; es fehlte ihr nur noch der
entscheidende Beweis.

In der Nacht erwachte sie plötzlich;
sie war allein. Ihr Mann war auf-
gestanden, ohne daß sie es bemerkt
hatte.

Tastend kam sie bis zur Treppe.
Unten war die Tür, die in den Gar-
ten führte, geöffnet. Der Mond schien
hell, und der Tau schimmerte wie
Diamanten auf Blatt und Blüten.
Mit leisen, vorsichtigen Schritten
schlug sie der Weg zum Brunnen
ein. Sie fand ihren Mann über die
steinerne Brunnenwand gebeugt; er
schaute in die Tiefe, als lausche er
einer Stimme, und Virginie hörte ihn
sammeln:

„Geh, Brunette ... daß du nicht
verräst ... Wenn sie noch einmal
kommt ... sag ihr nichts ... es ist
ein Geheimnis zwischen uns beiden ...
weißt du.“ ...

Seine Frau stand jetzt ganz nach
hinten ihm. Die Hände auf ihr klopf-
endes Herz gepreßt, starrte sie auf
den Mann vor sich, als wäre es ein
Geistes. Ihre Augen weiteten sich
vor Entsetzen, und ein gellender Schrei
kam von ihren Lippen:
„Ich weiß jetzt ... Du hast sie er-
mordet!“ ...

Weiter kam sie nicht. Mit einem
Satz war der Mann ihr an die Kehle
gesprungen. Ein furchtbarer Kampf
entspann sich zwischen den beiden,
und während er versuchte, sie an den
Rand des Brunnen zu zerren, um sie
hinunterzuführen, wie die andere,
klammerte sie sich mit verzweifelter
Kraft an ihn fest und zog ihn mit sich
in die Tiefe.

Ein klatschendes Geräusch im Was-
ser, ein gleichzeitiger, gellender Schrei
von zwei Lippenpaaren, und unter
dem silbernen Glanz des Mondes das
ergreifende Schweigen der Nacht.

Die Kunst umsonst zu wohnen.

Im Juli 1906 kamen in Paris
drei obdachlose Künstler in die abge-
legene Rue du Delta, ein schmales
Gäßchen in einem Außenviertel. Im
Hintergrund einer dicht bewachsenen
Anlage erblickten sie ein Haus, das
dem Anschein nach unbewohnt war.
Sie erkletterten die Fenster und prüf-
ten sorgfältig das Innere. Schließ-
lich beschloßen sie, einzusteigen und
dort die Nacht zu verbringen. Am
folgenden Morgen wurden sie durch
frohles Vogelgezwitscher geweckt. Kein
Mensch war im ganzen Hause zu
finden. Dieses bestand aus 14 Schön-
en Zimmern, die zum Dableiben
einluden. Als sich nach Verlauf von
einigen Tagen niemand meldete, rich-
teten sich die Künstler häuslich ein
und forderten noch drei Freunde auf,
bei ihnen zu wohnen. Schließlich legte
sich dann jeder von diesen Künst-
lern ein Frauen bei, so daß die
„Villa zur göttlichen Vorsehung“,
wie das Haus feierlich getauft wor-
de, schließlich von zwölf selbster-
nügigen Menschen bewohnt wurde.

Das Haus wurde bald der Mit-
telpunkt eines großen Künstlerkreises.
Hier wurden Wälle abgehalten,
Künstlerfeste gefeiert und sogar Aus-
stellungen veranstaltet. Nach einiger
Zeit fand einer der Künstler heraus,
daß das Haus der Stadt gehöre.
Da längere Zeit nichts für den Un-
terhalt des Hauses getan worden
war, und das Dach und die Wand-
befestigung stark gelitten hatten, so be-
gab er sich auf das städtische Bau-
bureau und machte auf die Baufäl-
ligkeit aufmerksam. Der Schaden
wurde ohne weiteres ausgebeffert,
und die Künstler lebten unbehelligt
weiter. Schließlich zerstreute sich die
Gesellschaft; die einen verzogen, an-
dere vertugten sich nicht und auf-
zu dem war das Haus von den belie-
bten Künstlergatten weit entfernt.
Die Kolonie beschloß also auszuzie-
hen. Vorher setzte sie jedoch ein
Schreiben an den Magistrat auf, in
dem sie ihm für die billige wunder-
volle Wohnung, die sie sieben Jahre
lang inne gehabt hatte, einen tiege-
fühlten Dank aussprach.

Künstler Originale.

Die Zeit der Originale scheint für
immer entschunden zu sein, jeden-
falls hält es heute schwer, auf Men-
schen zu stoßen, deren besondere Ei-
genheiten den Spott und Hohn ihrer
Mitmenschen geradezu herausfordern.
Künstler und Gelehrte suchen ihren
Ehrgeiz heute auf andere Weise als
durch die Sucht, sich in Erzentzi-
tären hervorzuheben, zu betriebligen
und das ist es wohl, was unserm
Zeitalter den letzten Schimmer der
Romantik genommen hat. Ganz an-
ders lagen die Verhältnisse vor noch
hundert Jahren, da ein Künstler ge-
wiffermaßen erst für voll anerkannt
wurde, wenn er durch originale Ei-
genheiten die allgemeine Aufmerk-
samkeit auf sich zu lenken verstand.
Besonders die in Rom weilenden
Künstler taten sich in der Beziehung
heraus, und die mannigfachen An-
eignungen zeugen davon, welche abge-
schmackten Ideen manchmal dazu be-
halten mußten, originell zu erschei-
nen. Beispielsweise hat der Tiroler
Maler Anderfag in Rom im Palazzo
di Venezia ein vollkommen fenster-
loses Gemach bewohnt und ausschließ-
lich von den dort nistenden wilden
Tauben gelebt, die er der Bequemlich-
keit halber gleich roh verzehrte. — Sein
Kollege, der Maler Moosbrugger, der
dem Wein eine besondere Verehrung
entgegenbrachte, ließ es sich nicht neh-
men, jede leere Flasche an der Decke
seines Ateliers aufzuhängen, so daß
dieses schließlich auf den Fremden
einen grauenerregenden Eindruck ver-
mittelte. — Den Vogel Originalität
aber hat sicher der Maler Genelli ab-
geschossen, der zur Sommerzeit nur
mit einem Hemde bekleidet durch die
Straßen wanderte!!

— Und wie. A.: Ihre Fam-
lie buldigt wohl eifrig dem Sport?
B.: Und wie. Immer liegt es
r von uns im Krankenhaus.

Humoristisches.

Angelsachsen.

„Müller, bei der Zeitungs-
lektüre: Dieses Volk kann doch nie
genug kriegen. In Afrika, in China
und wo weiß wo, überall angelt sie
nach neuen Ländern, überall fischen
sie im ...“ — Kleiner Pennäler, den
Vater unterbrechend: „Ich weiß, Pa-
pa, wenn Du meinst — die Angelsach-
sen. Haben wir schon gehabt.“

Auch eine Ansicht.

Sie: „Soll es denn aber nie nach
meinem Willen gehen?“ — Er: „Doch,
mein Liebchen! Wenn wir gleich
deine Meinung sind, geht es nach dir,
sind wir aber verschiedener Ansicht, so
ist meine Meinung maßgebend.“

Zweierlei Beruf.

Der Wiener Professor Rokitanzki
wurde einmal gefragt, was seine vier
Söhne geworden seien. Er antwor-
tete: „Zwei heulen und zwei heilen.“
— Drei von ihnen waren nämlich
Sänger und die beiden anderen
Ärzte.

Rechtsanwalt.

„Gut also, ich werde Ihre Vertretung
übernehmen, und ich hoffe, ich
werde dem Rechte zum Siege verhel-
fen!“ — Klient: „Es! Na, wenn Sie
das meinen, kann ich ja auch einen
anderen Anwalt nehmen!“

Großer Erfolg.

„Was hast du denn eigentlich im
letzten Jahre getrieben?“ — „Ich
hatte ein photographisches Atelier.“
— „Und hast du viel zu thun?“ —
„Das will ich meinen! Ich hängte ein
Schild aus: „Hier werden Kinder
ausgenommen!“ — und am andern
Morgen fand ich gleich vier auf der
Thürschwelle.“

Verkehrte Welt.

Ein Fremder: „Früher sah man
hier immer noch viele Leute in ihrer
alten malerischen Tracht. Davon be-
merkt man jetzt wohl gar nichts
mehr?“ — Einheimischer: „Doch,
warten Sie nur bis zum Som-
mer, wenn die Fremden kommen!“

Bettlerfrecheit.

Bettler: „Mein Kollege sagte mir,
Sie hätten ihm fünf Pfennige ge-
schenkt, weil er nur einen Arm hat.“
— Hausfrau: „Na und —“ — Bett-
ler: „Na, dann werden Sie mir doch
sehn Pfennige geben, ich habe zwei
Arme.“

Dementsprechend.

Bürger der Kleinstadt: „Was wer-
den Sie an den Tagen, wo der Be-
zirksvorstand des Abstinenzvereines
hier seinen Kongress hält, für Stücke
geben?“ — Theaterdirektor: „Ein
Glas Wasser“ und „Der zerbrochene
Krug.“

Goffnung.

„Sage mir nur, wie Du auf einmal
aufs Dichten verfallst?“ — „Na, ich
habe nämlich gegen meine Glage schon
alles vergebens versucht, nun probiere
ich's mit dem Dichten ... die Dich-
ter haben alle so lange Haare!“

Moralische Entrüstung.

Die gnädige Frau empört: „Eragh-
len Sie mir bitte sein Wort mehr von
dieser niedrigen Schwindlerin! Erst
fürzlich gab sie mir ein falsches Fran-
kenstück heraus und es hat mich genug
Mühe gekostet, bis ich es dann wieder
an den Mann brauchte.“

Ein Ausweg.

Der Lumpensammler, der im Steh-
ridt die Ueberreste einer Wille fin-
det, zu seiner Frau: „Wie schade, daß
hier das eine Glas fehlt.“ — „Das
machst nichts, dann machst Du eben das
eine Auge zu.“

Ans dem Tagebuch des kleinen Moritz.

Gestern hat mich der Herr Lehrer ge-
fragt, ob mir der Papa bei der Re-
chenaufgabe geholfen hat. Ich sagte
nein, denn ich kann ihn doch nicht bla-
mieren.

Der Hungerstreik.

„Was ist denn bei Ihnen zu Kaufe
los?“ — „Hungerstreik wegen eines
neuen Hut.“ — „Was, Ihre Frau
weigert sich zu essen?“ — „Nein, sie
weigert sich zu kochen.“

Unschrieben.

Erster Kommiss (der auf einem Ge-
schäftswege einem Kollegen begeg-
net): „Wie, Sie gehen heute schon
spazieren? Wurde Euer Geschäft schon
so früh geschlossen?“ — Zweiter Kom-
miss: „D, sogar verriegelt!“

Bedenkliche Schlussfolgerung.

„Sagen Sie mal, wie sieht denn ei-
genlich die Braut unseres Freundes
Mannmüller aus?“ — „Ach hab' sie
nun einmal gesehen, aber ich sagte mir
gleich: So viel Geld gibt's ja gar nicht
auf der Welt!“

Der reichste Student.

(Frei nach Kerner.)

„Freund mit viel schönen Reden
Herr Wirt Vert und Maß,
Sahen einstens vier Studenten
An der „Sonne“ bei dem Maß.“

„Güßig“, sprach pathetisch Schulze,
„Mit im „Goldnen Kreuz“ das Bier,
Und der helle Stoff aus München
Ganz patent bekommt er mir!“

„Güßig und flint“, sprach darauf Mü-
ller.

„Mit des „Lammwirts“ Fächlein,
Ihr zur Liebe lehr' ich täglich
Bei dem brummen „Alten“ ein.“

„Luft'ge Schwärze“, rühmte Rehmann,
„Gern und oft mein Bier erzählt;
Und von allen seinen Gästen
Keinen Langelotte quält.“

Nichter sprach: „Mein Bier mit „Mün-
chen“

Keineswegs „Geschäfte“ macht,
Er hat keine Kellnerinnen,
„Mitt“ auch ich, daß alles laßt.

„Gleichwohl muß ich laut ihn loben;
Eiets erdicht er mir als Feld,
Ist auch klein nicht meine „Fede“,
Frägt er niemals doch nach Geld!“

Schulze, Müller, Rehmann haben
Drauf einmüthig dies erklärt:
„Mein, ganz beifriedlich, ist Richter;
Gold ein Bier ist Goldes wert!“



Entgegenkommend.

Herrin: „Eins muß ich Ihnen
noch sagen, Friedrich, Ihr Vorgänger
hatte ein Verhältnis mit einer Kö-
chin!“

Diener (gutmütig): „Das werde
ich selbstverständlich auch übernehmen,
gnädige Frau!“



Verzeihliches Irrtum.

Der Hausherr unterhält sich mit
seiner schwerverhörigen Zante. Ein
Hausierer öffnet die Tür: „Parbon,
ich hab' gedacht, hier ist Auktion!“

Dann allerdings.

Die gute, alte Tante ist unter gro-
ßer Beteiligung von Verwandten und
Freunden beerdigt, und man findet
sich in dem Trauerhause zu einem
solennem Nachmittagskaffee zusam-
men, um noch einmal der ganz plötz-
lich Verstorbenen zu gedenken. Der
Kaffee ist gut und namentlich rühmt
man allseitig den ausgezeichneten
Stücken, der gespendet wird. Da
misch' sich die alte treue Magd der
Verstorbenen in das Gespräch und
erklärt schluchzend: „Ja, soll glaub
ich! Den hent an die Leich' noch
selbst' kade!“



Eigene Erfindung.

Schriftsteller: „Finden Sie
denn in meinen Arbeiten gar nichts
Originelles!“

Redakteur: „Ja — die De-
tographie!“

— Feinsüßlig. Vorkührender:
„Und nun sagen Sie uns noch, An-
gellager, warum Sie nur Waren
nehmen, — die volle Kasse aber un-
berührt liegen?“

Angellager: „Ach Gott, Herr
Präsident, — nun halten Sie mir
das auch noch vor!“